Ein letzer Brief.

Von Anna Lindau.

Die Herren spielten im Nebenzimmer Karten.

Es war erst eben sieben Uhr und wir hatten unsern Wagen gegen zehn bestellt. Also noch beinahe drei Stunden tete-a-tete mit der schweigsamen Hausfrau standen mir bevor. Wir saßen uns in dem dreifenstrigen, im Erdgeschosse gelegenen Salon am Kamin gegenüber. Die Thür zum Spielzimmer war halb geöffnet und die blauen Wolken des Cigarrendampfes, sowie die Stimmen der Spieler drangen zu uns herein. Jetzt hatte ich endlich Muße, mir Frau Wendland, bei der wir heute zum ersten Mal zu Gast waren, ruhig zu betrachten, denn vorher bei Tisch hatte mich ihr Mann so in Anspruch genommen, daß ich nicht recht dazu gekommen war.

Wendlands waren wohlhabende Gutsbesitzer, die schon längere Zeit ihren Wohnsitz hier auf Heinersdorf bei Breslau hatten, während wir, mein Mann und ich, erst vor einem halben Jahre nach Breslau versetzt worden waren. Die Herren hatten sich bei Hansen beim Frühschoppen kennen gelernt; wir Frauen sahen uns heute zum ersten Mal, denn Frau Wendland kam nie in die Stadt.

Sie liebt keine Geselligkeit und muß sich eines nervösen Kopfleidens wegen sehr schonen, hatte Herr Wendland auf Befragen geantwortet. Ab und zu einen Freund draußen bei uns auf Heinersdorf zu Tisch zu sehen, macht uns große Freude, und es wäre ganz reizend von Ihnen und Ihrer lieben Frau, wenn Sie des Sonntags einmal so ganz ungenirt zu uns kämen.

Wiederholt hatte mir mein Mann von solchen und ähnlichen Einladungen seines guten Bekannten gesprochen, ich aber hatte mich stets kühl dabei verhalten.

Wenn Frau Wendland mit mir verkehren will, kann sie mich ja besuchen.

Ebenso gut kannst du auch zu ihr gehen. Ihr seid ungefähr gleichaltrig und steht gesellschaftlich auf derselben Stufe, war die Erwiderung meines Mannes gewesen.

Mir lag nichts an der Erweiterung unseres Umgangs, daher schwieg ich und ließ die Sache an mich herankommen. Und sie kam auch. Die beiden Männer, die den gegenseitigen Verkehr ihrer Frauen ganz besonders zu wünschen schienen, machten untereinander ab, daß uns die gegenseitigen Antrittsbesuche wegen der großen Entfernung von der Stadt ganz erlassen blieben und daß die Bekanntschaft einfach gleich durch eine Einladung zu Tisch eröffnet werden sollte. Und so hatte denn auch mein Mann, ohne sich erst meine Einwilligung einzuholen, die formlose Aufforderung, am nächsten Sonntag um fünf Uhr draußen bei Wendlands zu speisen, angenommen.

Werden noch mehr Leute da sein? Ich frage nur wegen der Toilette.

Nein, liebes Kind, nur wir und Dr. Berchner, Wendlands Hausarzt, der uns in seinem Wagen abholen wird. Ich denke, wir Herren spielen nach Tisch eine Partie Skat oder Whist, und ihr Frauen könnt euch dann im gemüthlichen Geplauder kennen lernen.

Was ihr nur für ein Interesse habt, uns beide zusammenzubringen? Mir liegt gar nichts an der neuen Bekanntschaft, und besonders, da sie mir so aufgedrungen wird.

Sei doch gut, liebes Kind, beschwichtigte mich mein Mann. Hege keine Voreingenommenheit gegen die Frau, für die ich, ohne sie zu kennen, Sympathieen habe. Sie soll übrigens eine sehr schöne Person sein—

Aha, dachte ich, da haben wir es ja! — eine schöne Person sein. Und ich finde, diese Abgeschlossenheit und Einsamkeit, in der die doch noch junge Frau — sie ist, glaube ich, nur dreißig Jahre alt — ihre Tage dort auf dem Lande zubringt, hat etwas ungemein Trauriges.

Weißt du nicht irgend etwas Näheres über sie? fragte ich nun mit erwachendem Interesse.

Eigentlich nein. Ihr Mann scheint sie sehr zu lieben, denn er spricht mit großer Wärme und Herzlichkeit von ihr.

Aber er läßt sie doch viel allein, denn ich höre, er unterhält sich häufig recht gut hier in der Stadt.

Ach, das sind kleinstädtische Klatschereien!

Damit verließ mich mein Mann und ich bereitete mich zur Abfahrt nach Heinersdorf vor. —

Eine halbe Stunde später fuhren wir bereits an den letzten Häusern der Stadt vorüber, auf der großen, von entblätterten Pappeln rechts und links bepflanzten langen Landstraße dahin.

Es war ein unfreundlicher November-Nachmittag, grauweißer Himmel, schwarze Erde. Gegen Mittag hatte die Sonne etwas geschienen, aber jetzt hüllte bereits Dämmerung die Gegend ein.

So lange wir auf dem Pflaster der Stadt hingerasselt waren, war es zu keinem Gespräch gekommen. Jetzt, auf der glatten Landstraße, fragte ich den mir gegenübersitzenden Arzt, wie lange wir wohl brauchten, um Heinersdorf zu erreichen.

Ich denke, wenn wir gut zufahren, dreiviertel Stunden.

Kennen Sie Frau Wendland genauer und schon länger?

Der Doctor schob seine goldene Brille mit ausgespreiztem Daumen und Zeigefinger etwas zurück und sagte dann:

Ich kenne die Frau seit der Geburt ihres Kindes, das ist fünf Jahre her.

Ich wußte gar nicht, daß Wendlands Kinder haben, sagte mein Mann erstaunt.

Nur das eine, einen Knaben. Ich wundere mich übrigens, daß Wendland Ihnen nie von ihm gesprochen hat, denn er liebt das Kind abgöttisch.

Er spricht wenig von seiner Häuslichkeit, und ich habe ihn auch nicht viel befragt, denn man weiß ja nie, ob Fragen willkommen sind und ob man nicht unbewußt irgend einen wunden Punkt berührt.

Ist denn die Frau wirklich so leidend, unterbrach ich meinen Mann, daß sie sich so von aller Welt zurückziehen muß, wie sie es thut? Früher soll sie doch viel häufiger nach Breslau gekommen sein und sogar Bälle und Gesellschaften besucht haben.

Viel kann es nie gewesen sein mit dem Ausgehen, antwortete nun der Doctor. Wendlands sind, glaube ich, acht oder neun Jahre verheirathet und haben vor der Geburt ihres Kindes viel Trauer in der Familie gehabt. Später ist die schöne Frau wohl während dreier Jahre, dann und wann in der Gesellschaft gesehen worden und hat wegen ihrer Schönheit und ihres anmuthigen Wesens sehr gefallen. Bei den Festlichkeiten, die zu Ehren der Anwesenheit des Kaisers in unserer Stadt von den Officieren und dem Adel veranstaltet wurden, hat Frau Wendland sogar Triumphe gefeiert.

Sie wirkte im Festzuge mit und soll wundervoll ausgesehen haben. Ich war damals nicht in Breslau. Aber seit zwei Jahren geht sie eben gar nicht mehr aus und hat ihren allerdings nur oberflächlichen Verkehr mit einigen Officiersfamilien so gut wie ganz abgebrochen. Nur er, Wendland, kommt, um nicht ganz auf dem Lande zu versauern, häufig in die Stadt und hält noch Beziehungen mit den Herren im Casino und am dritten Ort, wie bei Hansen, aufrecht. Sie sind die erste Dame, die seit langer Zeit wieder hinaus nach Heinersdorf fährt, und ich kann mir denken, daß es für meine schöne Freundin, die wieder einem langen, einsamen Winter da draußen entgegensieht, eine große Freude sein wird, gerade Sie, gnädige Frau, kennen zu lernen.

Eben darum habe ich auch meiner Frau sehr zugeredet. Ich merkte es Wendland an, wieviel ihm daran lag, seiner Frau etwas Gesellschaft zu verschaffen. Ich fand diese Fürsorge sehr hübsch von ihm.

Ich schwieg und sah hinaus durch die Wagenfenster auf die traurige Landschaft. Obgleich es Sonntag Nachmittag war, begegneten wir fast keinem Gefährt, und die Gegend schien so verödet und verlassen, daß ich, die ich mir das Landleben nur immer in den heitersten sommerlichsten Farben vorgestellt hatte, zum ersten Male auch seine Schattenseiten verstand.

Nach halbstündiger Fahrt bog der Wagen rechts von der Landstraße ab auf einen recht vernachlässigten Sandweg.

Jetzt befinden wir uns schon auf Wendland'schem Grund und Boden, sagte der Doctor.

Im selben Augenblick gab es einen starken Stoß, sodaß wir Drei förmlich hoch flogen. Der Wagen ächzte in allen Fugen.

Wieder einer von den verdammten Feldsteinen! Ich begreife Wendland nicht, daß er diesen schändlichen Weg, der bis zu seiner Besitzung führt, nicht ausbessern läßt. Aber er scheut wahrscheinlich die Kosten.

Wendlands sind doch reich? rief mein Mann erstaunt. Ich wundere mich, daß er nicht bis zu seinem Wohnhause hat Chaussee machen lassen. Das ist doch das mindeste, was man von einem anständigen Landaufenthalt verlangen kann.

Doctor Bergner wiegte lächelnd sein Haupt.

Wenn Wendland reich ist, hat er sehr unrecht, hier und in seinem Hause; denn sie werden schwerlich die Spuren des Reichthums in demselben finden, wenigstens nicht nach unseren modernen Begriffen.

Doctor, ich komme aus der Verwunderung gar nicht heraus! Das ist ja das erste, was ich höre! Wendlands Auftreten bei Hansen und im Casino ist das eines sehr wohlhabenden Mannes!

Ja, man sagt so. Aber es wird wohl nicht alles so sein, erwiderte der Doctor.

Ich hörte schweigend das Gespräch der Männer mit an, und das Interesse für die Frau, das bei der Abfahrt nur ein geringes gewesen, steigerte sich, je mehr ich mich ihrer Wohnung näherte.

Nachdem wir auf dem schlechten Wege noch ein gutes Stück durchgerüttelt worden und an ein paar kleinen Häuschen, wahrscheinlich den Wohnungen von Arbeitern, vorübergefahren waren, bog der Wagen plötzlich durch ein hohes Gitterthor, das, offenbar in Erwartung unserer Ankunft, weit geöffnet stand. Und nun fuhren wir durch einen dicht mit Bäumen und Gebüsch bewachsenen Park, der, so viel ich in der hereinbrechenden Dunkelheit erkennen konnte, in einem recht verwilderten Zustande zu sein schien. Es war gut, daß der Kutscher des Doctors den Weg genau kannte. Nach fünf Minuten erreichten wir einen freien Platz mit drei großen, dunklen hohen, Lebensbäumen, und der Wagen hielt vor einem viereckigen gelben Gebäude. Eine breite Steintreppe führte zu dem sich eben öffnenden Hausthor, aus dem uns die große, breitschultrige Gestalt des Hausherrn entgegenschritt. Ein Mann mit einer Mütze, wahrscheinlich ein Gärtner, trat nun auch hinzu und öffnete den Wagenschlag.

Willkommen, meine Herrschaften! Etwas durchgefroren, gnädige Frau? Wie geht's, Doctor?

Wendland nahm meine Hand und legte sie unter seinen rechten Arm. Gefolgt von meinem Manne und dem Arzt betrat ich nun den großen viereckigen Hausflur. Der Mann mit der Mütze stand noch fragend an der geöffneten Thür.

Ach so, wegen des Wagens! sagte Wendland.

Ich denke um zehn. Was meinen Sie? wandte sich fragend der Doctor an meinen Mann.

Dieser stimmte mit ein, und der Mann mit der Mütze entfernte sich. Gleich darauf hörten wir den Wagen davonrollen.

Während mir ein kleiner Diener, der in seiner schlechtsitzenden Livree sich durchaus nicht behaglich zu fühlen schien, den Mantel abnahm, sah ich mich in dem Vorplatz um. Grade gegenüber dem Eingang befand sich eine große Flügelthür, rechts und links davon Kleiderrechen, auf der einen Seite ein Spiegel, auf der andern ein Kupferstich. Zu beiden Seiten der Eingangsthür waren zwei Fenster mit gestreiften Vorhängen. Die Thür rechts von den Fenstern stand weit geöffnet, und ich sah eine schwach beleuchtete Holztreppe, die in das obere Stockwerk führte. Neben derselben schien noch eine Thür zu sei, die in einen mit den vorderen Zimmern in Verbindung stehenden Eckraum führte. Von der Decke herab hing ein dreiarmiger Leuchter mit Petroleumlampen, von denen nur zwei brannten.

Als wir uns unserer Mäntel entledigt hatten, öffnete Wendland die große Thür gegenüber dem Eingang, und ich betrat den dreifenstrigen Salon, in dem ein behagliches Kaminfeuer brannte. Auf dem runden Tisch in der Mitte des Zimmers stand, umgeben von Albums und einigen Prachtwerken, eine große Lampe. Einen dieser Prachtbände, in dem sie geblättert zu haben schien, zuklappend, trat nun Frau Wendland uns entgegen, eine schlanke, sehr jugendliche Erscheinung in einem schlichten schwarzen Seidenkleide. Obgleich ich das Gesicht nicht ordentlich sehen konnte, hatte ich doch sofort die Empfindung, einer schönen und eleganten Frau gegenüber zu stehen.

Wir hatten kaum Zeit, einige flüchtige Redensarten zu wechseln, da öffnete auch schon der Diener die Thüren zu dem rechts gelegenen Speisesaal. An einem großen, geschlossenen Büffet stand ein Dienstmädchen, damit beschäftigt, die Suppenteller zu füllen.

Wir nahmen an dem runden, einfach, aber anständig gedeckten Eßtisch Platz. Wir Frauen saßen uns gegenüber. Neben unserer Wirthin befand sich mein Mann, an ihrer andern Seite Doctor Berchner, während ich Herrn Wendland als Tischnachbar hatte.

An dem starken Stallgeruch merkte ich, daß der Diener, der mir soeben den Suppenteller reichte, im gewöhnlichen Leben einen andern Beruf bekleidete.

Warum hast du denn die neuen Servietten genommen? sagte Herr Wendland, indem er die seinige aufmerksam entfaltend über seine Kniee breitete. Sie müssen nämlich wissen, wandte er sich dann zu mir, daß dieses Damastzeug von seltener Schönheit und ganz besonders werthvoll ist. Mußte denn das neue Dutzend angerissen werden? fuhr er dann zu seiner Frau gewandt fort.

Peinlich von dieser erstaunlichen Kleinlichkeit berührt, wagte ich nicht, die arme Hausfrau anzusehen. Hatte ich doch schon bei der Begrüßung bemerkt, wie befangen Frau Wendland war, und wie man ihr die Ungewohntheit, Fremde bei sich zu sehen, anfühlte.

Die warme Suppe wird uns nach der kalten Fahrt gut thun, unterbrach Doctor Berchner die kurze Pause und verhinderte so Frau Wendland, auf die ungeschickte Frage ihres Mannes zu antworten.

Mein Mann war sichtlich bemüht, seine Dame zu zerstreuen, und auch Herr Wendland erzählte mir von allerlei mir ziemlich gleichgiltigen Dingen so breit und ausführlich, wie nur möglich. Das Essen war gut. Nur noch einmal trat die Kleinlichkeit unseres Wirthes hervor, beim Braten, als die Reihe an den Sekt kam.

Meine Frau hat Champagnergläser hinstellen lassen. Ich denke, wir lassen eine Flasche heraufholen. Was meinen Sie, meine Herren?

Mein Mann und Doctor Berchner behaupteten, lieber beim Tischwein bleiben zu wollen, und da auch ich mich diesem Wunsche anschloß, so wurden ohne viel Nöthigungen die schmalen Sectgläser fortgenommen, und Wendland schien sichtlich beruhigt, nicht veranlaßt worden zu sein, eine kostspieligere Marke geben zu müssen.

Nach Tisch nahmen wir den Kaffee in dem Mittelsalon, in dem uns Frau Wendland empfangen hatte. Für ein paar Minuten kam das fünfjährige Söhnchen, von einer großen unfreundlich aussehenden Kinderfrau geleitet, ins Zimmer, ein schüchternes niedliches Kind mit blauen Augen und krausen, dunkeln Haaren. Der Vater küßte es, schaukelte es auf den Knieen, versuchte, dem Kinde einige Kunststückchen zu entlocken, und schickte es, da es sich widerspenstig zeigte, schließlich wieder hinaus. Mir fiel auf, wie kühl und gleichgiltig die Mutter sich dem Kinde gegenüber verhalten hatte. Dann zogen sich die Herren in das Spielzimmer zurück, und wir Frauen saßen uns, wie oben erwähnt, am Kamin gegenüber.

Jetzt erst hatte ich Muße, mir Frau Wendland genauer zu betrachten. Sie war eine schlanke, mittelgroße Frau mit einem auffallend schön geformten Kopf. Kastanienbraunes, sehr welliges Haar war schlicht, in der Mitte gescheitelt, zu einem englischen Knoten zusammengenommen. Sie hatte besonders schön geschwungene dunkle Brauen und lange Wimpern beschatteten die tiefblauen Augen. Das Gesicht war oval. Sie sah sehr blaß aus, und der leidende Zug um ihren Mund paßte so gar nicht zu den Grübchen in Kinn und Wangen, die sich bei jedem freundlichen Lächeln zeigten. Sie hatte etwas Schlankes, Mädchenhaftes in ihrer ganzen Erscheinung, und hätte es Doctor Berchner im Wagen nicht behauptet, ich hätte sie für viel jünger als dreißig Jahre gehalten.

Sie fühlen sich wohl oft recht einsam hier auf dem Lande? fing ich nun das Gespräch mit der mir entschieden sympathischen Frau an.

Sie blickte auf ihre schmalen, schön gepflegten Hände, strich mit der einen wie glättend über die andere—eine Gewohnheit, die sie beim Sprechen zu haben schien—und sagte dann mit weicher halblauter Stimme:

O ja. Aber Einsamkeit ist doch immer besser als schlechte Gesellschaft, und es ist so schwer, Leute zu finden, mit denen man sich behaglich fühlt.

Warum ziehen Sie sich aber auch so zurück? Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein. Und ich dächte doch, Sie sollten leicht einen Kreis von liebenswürdigen Menschen um sich versammeln können.

O, es ist doch schwerer als man denkt, und wir wohnen so weit von der Stadt. Und mein Mann liebt keine Geselligkeit. Und ich bin auch oft leidend.

Sie schwieg.

Das waren allerdings Gründe genug, viel zu viel, als daß ich einen ernsthaft hätte nehmen können. Die Befangenheit der Frau nahm auch mir meine sonstige Leichtigkeit im Verkehr mit Fremden. Es wurde mir schwer, Gemeinplätze zu sagen, und um Persönliches zu sprechen, kannten wir uns zu kurze Zeit. Nach einer kleinen Pause sagte Frau Wendland, mir freundlich, aber traurig in die Augen sehend:

Ich fürchte, die Zeit wird Ihnen bis zehn Uhr mit mir sehr lang werden. Es sind noch über zweieinhalb Stunden. Ich bin so unbeholfen geworden, so gar nicht mehr daran gewöhnt, mich zu unterhalten. Das kommt, wenn man so viel allein ist und denkt, da verlernt man, die Gedanken auszusprechen. Wenn ich nur wüßte, womit ich Ihnen angenehm sein kann, denn ich möchte es sehr gern. Ich möchte, daß Sie nicht bereuen, mich kennen gelernt zu haben. Soll ich Ihnen vielleicht etwas vorspielen?

Als ich erfreut ihre Frage bejahte, erhob sie sich und bat mich, ihr zu folgen.

Der Flügel steht oben in meinem Zimmer. Ich habe ihn hinaufbringen lassen. Hier unten wird nur Sonntags geheizt, und ich musicire sehr viel.

Dabei schritt sie mir voran durch das jetzt halberleuchtete Eßzimmer, das die Ecke des Hauses bildete. Sie öffnete die den Fenstern gegenüberliegende Thür, und wir befanden uns nun in dem Raum an der Holztreppe, die ich bei unserer Ankunft bemerkt hatte.

Nur Sonntags geheizt, dachte ich, während ich die steile, knarrende Treppe, meiner Wirthin folgend, emporstieg. Wie wenig paßte die in ihrem Wesen so vornehme Frau zu dieser spießbürgerlichen, einfachen Umgebung! Alles war so unbehaglich und unfreundlich in dem Hause, überall konnte der harmloseste Beobachter die Spuren von Sparsamkeit und Engherzigkeit bemerken. Sollte das wirklich nur die Schuld des Mannes sein? Warum ergab sie sich aber so den Wünschen, warum erstritt, erbat, erreichte sie nicht irgend eine Aenderung? Diese stillduldende Ergebung war mir unverständlich.

Frau Wendlands Zimmer befand sich über dem Salon. Es enthielt nur wenige Möbel und war daher ganz ebenso ungemüthlich, wie alle übrigen Räume des Hauses. Ein Flügel stand in der Mitte des Zimmers. Am Mittelfenster befand sich ein Schreibtisch, umgeben von einigen Topfgewächsen, hohen Palmen und einer Epheuwand.

Während Frau Wendland, die eine mitgebrachte Lampe auf den Flügel gestellt hatte, damit beschäftigt war, den letzteren zu öffnen und von den darauf liegenden Noten zu befreien, trat ich an den Schreibtisch und besah die darauf befindlichen Photographien. Es waren lauter recht gleichgiltig aussehende Herrschaften, wahrscheinlich Verwandte. Dann blickte ich durch's Fenster hinunter in den Garten, der sich vor dem Hause wie eine dunkle Masse ausbreitete, und über die Bäume hinweg in die nachtumhüllte Landschaft. Kein Licht war, so weit das Auge reichte, zu erblicken, tiefe Stille und Nacht rinds umher. Welche Einsamkeit! Ich wangte den Kopf, um nach meiner Wirthin zu schauen, die schweigend hinter mir stand.

Ich denke, Schumann oder Chopin wird Ihnen jetzt auch am besten gefallen, sagte sie dann, an dem Flügel Platz nehmend.

Ich blieb am Fenster stehen und lauschte hinausblickend den mir wohlbekannten träumerischen Klängen.

Und wie schon oft in meinem Leben wurde ich durch die Macht und Harmonie der Töne in eine wunderbare, der Wirklichkeit entrückte Stimmung versetzt. Die Landschaft vor meinen Augen verlor plötzlich die nüchterne Gleichgiltigkeit, ein zauberhaftes, geheimnißvolles Etwas lag über den dunklen Garten gebreitet und der helle Wolkenstreifen in der Richtung nach der Stadt zu hatte einen verheißungsvollen Reiz.

Ich wandte mich zu der am Flügel sitzenden Frau. Sie schien ganz in ihr Spiel versunken zu sein. Ihre großen Augen blickten unendlich traurig geradeaus in die Leere. Und unter dem Zauber der wehmüthigen Klänge wurde mir auch plötzlich die noch kurz vorher Fremde eine nahestehende Bekannte; ich fühlte mich zu der schönen einsamen Frau hingezogen, sie erschien mir so rührend in ihrer Hilflosigkeit, so trostbedürftig. Es war gut, daß sie mit Spielen aufhörte. Ich wußte nicht, wie lange sie gespielt hatte, mir erschien es eine kleine Ewigkeit, denn ich hatte eine Welt von Empfindungen durchlebt. Wir schwiegen beide. Dann ergriff sie meine Hand und sagte, mir in die Augen sehend:

Wirkt Musik auch auf Sie?

Ich erwiderte, daß Musik mich geradezu berausche, daß ich, durch sie gleichsam hypnotisirt, meine Seele willenlos ihren Eindrücken hingeben müsse.

Dann geht's Ihnen ganz so wie mir. Lange Winterabende habe ich so durch mein Spiel, der Gegenwart entrückt, in einem Traumleben verbracht! Und es macht mich sehr glücklich, endlich einmal wieder mit einem stimmungsfähigen Wesen zusammen zu sein. Ach, Sie würden mich gewiß verstehen und mich beklagen! fügte sie leiser hinzu.

Ich will mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, meine liebe Frau Wendland, und ich kann ja auch nicht annehmen, daß ich das einzige verständnißvolle, Ihnen freundlich gesinnte Wesen bin, das sich Ihnen nähert. Aber seien Sie versichert, daß ich Ihnen von Herzen gern nützlich sein würde, sollte es irgendwie in meiner Macht stehen.

Ich habe Niemand, auf den ich mich verlassen kann, Niemand. Ich werde wie eine Gefangene bewacht. Selbst meine Briefe gelangen erst, nachdem sie mein Mann besichtigt hat, an mich.

Das ist ja unerträglich! rief ich empört. Denn ob mit Recht oder Unrecht — das Verhalten Herrn Wendlands seiner Frau gegenüber erschien mir im höchsten Grade unwürdig. Ist das Mißtrauen eines Gatten erst soweit gediehen, daß er sich durch dergleichen Maßregeln seine Frau zu erhalten sucht, so erscheint Trennung und offener Bruch nur noch das einzig Rathsame.

Sie schien meine Gedanken zu errathen.

Ja, es ist auch unerträglich, und es darf nicht mehr länger so fortgehen! Sie sind mir vom Himmel gesandt. Es ist mir ein Wink des Schicksals, daß Sie gerade heute, gerade heute zu uns gekommen sind. Kann ich mich wirklich auf Sie verlassen?

Ich überlegte einen Augenblick. Der Zauber, den die Musik auf mich ausgeübt hatte, begann zu schwinden. Ich war ruhiger geworden, und obgleich ich noch immer eine starke Theilnahme für die reizende Frau vor mir empfand, so war ich dennoch im Stande, die Verantwortung und möglichen Unzuträglichkeiten zu übersehen, in die ich durch eine zu warmherzige, unüberlegte Handlung oder Zusage gelangen konnte. Ich antwortete daher etwas zögernd:

Wenn es in meiner Macht steht, sehr gern.

O, es steht in Ihrer Macht, es ist eine Kleinigkeit für Sie, ohne jede Verantwortung! Wollen Sie mir einen Brief besorgen?

In die Stadt?

Ja, ohne daß ihn jemand anders als Sie zu Gesicht bekommt. Morgen früh muß ihn der Betreffende haben.

Soll ich ihn durch einen Boten schicken oder selber gehen?

Nein, es ist besser durch die Post. Wenn Sie ihn heute Abend noch oder morgen ganz früh in Breslau in den Kasten werfen, erreicht er sein Ziel um neun Uhr. Wollen Sie es thun? Es hängt viel, sehr viel davon ab. Ich habe keinen andern Boten, helfen Sie mir, helfen Sie mir, ich danke es Ihnen, so lange ich lebe.

Mittlerweile war es unten lauter geworden. Stühle wurden gerückt, Stimmen kamen näher. Frau Wendland zog hastig einen Briefumschlag aus der Tasche. Schritte auf der Treppe wurden hörbar.

Um Gottes willen, nehmen Sie — mein Mann!

Ich hatte nur noch Zeit, den Brief in den Falten meines Kleides verschwinden zu lassen, da trat auch schon der Herr des Hauses ins Zimmer. War es mein böses Gewissen oder die Nachwirkung unseres Gespräches, es kam mir vor, als ob uns Herr Wendland mit einem eigenthümlichen mißtrauischen Blick musterte. Seine Frau machte sich mit nervöser Hastigkeit am Clavier zu schaffen, schloß es und ordnete die Noten, während ich mich möglichst harmlos erkundigte, ob das Kartenspiel schon beendet sei und es bereits Zeit wäre, aufzubrechen.

Es freut mich, daß Ihnen die Zeit bei uns nicht lang geworden ist, meine gnädige Frau. Darf ich bitten. Er bot mir seinen Arm, um mich hinunterzuführen. Die Herren erwarten Sie. Der Wagen muß allerdings gleich vorfahren.

An der Thür wandte er sich zu seiner uns folgenden Frau.

Helene, willst du nicht die Lampe etwas herunterdrehen?

Es geschah.

Unten im Salon standen mein Mann und Doctor Berchner. Sie empfingen Frau Wendland mit allerlei Höflichkeiten über ihr schönes Spiel, daß sie trotz der Entfernung doch noch gut vernommen hatten. Frau Helene dankte und erzählte mit einem glücklichen Lächeln, wie ich es noch nicht bei ihr bemerkt hatte, daß sie sich zwar herzlich freue, sich den Beifall der Herren erworben zu haben, daß sie aber hoffe, dem heutigen Abend viel mehr zu danken, nämlich eine liebe Freundin.

Du kennst ja meine Begeisterung für gute Musik, Frau Wendland hat mich mit ihrem Spiel entzückt, setzte ich, den fragenden Blick meines Mannes beantwortend, hinzu.

Es wurden noch die üblichen allgemeinen Gesprächsmotive über Musik, Talent, Dilettantismus, Concerte und Oper gewechselt. Frau Helene betheiligte sich an der Unterhaltung mit einer nur mir bemerkbaren Zerstreutheit. Sie hatte verschiedene Male vergeblich versucht, in meine Nähe zu kommen; sie hatte mir noch etwas zu sagen, ich fühlte es. Aber ihr Mann verhinderte es stets; ob zufällig, ob absichtlich, konnte ich nicht unterscheiden. Als ich Frau Helenen die Hand zum Abschied reichte, sah sie mir so flehend in die Augen, daß ich sie zu beruhigen suchen wollte.

Seien Sie unbesorgt, liebste Frau, sagte ich leicht, ich besorge Ihnen die Noten.

Hast du Commissionen in der Stadt? Die konnte ich dir doch besorgen, wandte sich nun Wendland erstaunt an seine Frau.

Diese erröthete verlegen. Zum Glück half ihr mein Mann.

Wissen Sie denn nicht, Herr Wendland, daß Frauenfreundschaften immer mit irgend so etwas wie Bücherborgen und Schneideradressen anfangen?

Oder mit Vertraulichkeiten und Klagen aus ihrem häuslichen Leben, sagte Wendland in einem scharfen, unfreundlichen Tone, ohne seine Frau anzusehen.

Kenne das! rief der Doctor. „Wie enggebunden ist des Weibes Glück! Schon einem rauhen Gatten zu gehorchen" u. s. w., klagt schon Schillers Jungfrau. Aber es ist spät, meine Herrschaften, ich muß morgen früh auf Praxis über Land.

Wohin? Könnten wir nicht zusammen fahren? Ich habe auch morgen ein paar Meilen von hier zu thun, meinte Wendland.

Ich fahre in die Richtung von Schweidnitz, sagte der Doctor.

Und ich habe in Lissau zu thun, erwiderte Wendland, das ist grade entgegengesetzt. Schade, es wäre sonst ganz nett gewesen. Kommen Sie gut nach Hause. Gute Nacht!

Gute Nacht!

Die Wagenthür wurde zugeschlagen, die Pferde rückten an, in wenigen Secunden war die geöffnete Hausthür mit den dunkeln grüßenden Gestalten, die hellen Fenster verschwunden, und wir fuhren durch den finstern Park dem Ausgange zu.

Es war still und dunkel im Wagen. Mir gegenüber leuchtete nur dann und wann wie ein brennender Punct die Cigarre des Doctors. Mein Mann und ich saßen zurückgelehnt, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt. Der Brief in meiner Tasche brannte, ich hatte ein unbehagliches, unheimliches Gefühl, als stände ich am Vorabend eines Unglücks. Obgleich ich inniges Mitleid für die schöne Frau, die wir soeben verlassen hatten, empfand und durchaus nicht zu den Entsagung predigenden Tugendheldinnen gehöre, hatte ich doch die zwar noch verworrene Empfindung, daß Frau Helene mit dem Brief, dessen Uebermittlerin ich da fast gegen meinen Willen geworden war, einen Schritt that, der besser ungethan blieb. Hätte ich Zeit gehabt, ich hätte, ohne den Inhalt des Briefes zu kennen, versucht, sie zu bestimmen, ihn nicht abzusenden. Aber jetzt war es zu spät.

Ich hatte die Besorgung übernommen, mein Versprechen gegeben. Geschehe was da wolle, sie hatte ja Zeit zur Ueberlegung gehabt. Was ging's mich an! Ich wußte von nichts, wußte nicht, was in dem Briefe stand, nicht einmal, an wen er gerichtet war. Ich war nur eine Vermittlungsanstalt, leistete ohne jede Verantwortung eine Gefälligkeit, die ein jeder für seine freundliche Wirthin gehabt hätte, auch mein Mann. Ob ich's ihm sagte? Nein, das wäre Vertrauensbruch gewesen. Wie merkwürdig, daß Frau Helene den Brief bei sich in der Tasche getragen hatte! Sie schien doch darauf vorbereitet gewesen zu sein, ihn mir zu geben. Alles wohl überlegt! Da brauchte ich wirklich keine Unvorsichtigkeit zu befürchten. Und schließlich hatte sie gewiß recht. Das Leben an der Seite dieses Mannes schien sehr schwer. Er verdiente vielleicht eine Strafe. Und es war für mich ja noch gar nicht erwiesen, daß der Brief eine solche zur Folge hatte. Er konnte an einen Avocaten oder an ein Familienmitglied gerichtet sein. Warum ich auch immer gleich an Schlimmeres dachte!

Wir waren an der Biegung des Weges, da, wo wir aus dem Sandweg auf die Landstraße kamen, angelangt. Diesmal hatte der Kutscher den Feldstein vermieden. Da lag er, auf der dunklen Straße ein noch dunklerer Fleck.

Es wurde im Laufe der Fahrt nur wenig von uns dreien gesprochen. Die Herren schienen müde zu sein, und ich hielt es für gerathen, um alle Fragen über Frau Helene zu vermeiden, mich ebenso zu stellen.

Der Wagen hielt vor unserem Hause. Wir trennten uns vom Doctor, mein Mann schloß die Hausthür auf, zündete ein Wachsstreichhölzchen an und ging die Treppe leuchtend vorauf. Ich dachte wohl an den Briefkasten im Hause nebenan, aber es wäre unmöglich gewesen, denselben ohne Wissen meines Mannes zu erreichen. Ich sah wieder einmal, wie schwer es oft für eine Frau ist, die geringste, einfachste außergewöhnliche Handlung geheim zu halten, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Für heute Abend war es also unmöglich, und es blieb mir nur der früheste Morgen.

Ich schlief die ganze Nacht sehr unruhig, in der Befürchtung, die Zeit zu verschlafen. Der Brief mußte persönlich zum Briefkasten besorgt werden und mit der ersten Post seine Adresse erreichen. Davon hing alles ab. Das hatte ich wohl bemerkt. Ich hatte das Kleid, in dessen Tasche ich ihn der Sicherheit wegen gelassen, nicht zum Reinigen hinausgegeben, sondern es bei mir im Zimmer behalten.

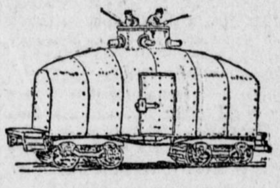
Es war noch ganz dunkel, als ich, von Unruhe getrieben, mich leise, um meinen Mann nicht zu wecken, erhob. Herzklopfend, als beginge ich eine böse That, warf ich mir ein Morgenkleid über. Das Rauschen der Seide, als ich den Brief aus der Rocktasche zog, erschreckte mich. Wie eine Diebin stahl ich mich aus dem Schlafzimmer hinaus auf den finsteren Corridor. Die Flurthür knarrte laut. Wenn mein Mann das hörte und herauskäme, um nachzusehen, was es gäbe! Ich stand einen Augenblick athemlos wartend vor der Treppe. Alles blieb still, er hatte nichts gehört.

(Fortsetzung folgt.)

Diebessichere Expreßwaggons.

Die vielen erfolgreichen Räubereien, welche verwegene Eisenbahndiebe gegen Waggons der verschiedenen Expreßgesellschaften in letzter Zeit ausgeführt haben, legen es den Directionen dieser für die Beförderung von Geld und Geldeswerth so außerordentlich wichtigen Handelsunternehmungen, wie es die Expreßgesellschaften sind, dringend nahe, auf Abhilfe zu sinnen. Doch wie? Feuerfeste Geldschränke, gute Bewaffnung der begleitenden Beamten haben sich als ungenügender Schutz erwiesen. Der Angreifer, der mit Geduld seine passende Gelegenheit abwartet, ist vor dem Wächter deshalb stets im Vortheil. Man kann andererseits von diesem auch nicht den Heroismus verlangen, daß er dem moralischen Zwange, den ein an die Stirn gedrückter sechsläufiger Revolver auf den Bedrohten auszuüben pflegt, Trotz bietet und sich lieber niederschießen läßt, als dem frechen Räuber die Schlüssel zum Tresor auszuhändigen oder denselben gar selbst zu öffnen.

Der wirksame Schutz liegt deshalb nur in der Unmöglichkeit jedes wirksamen Angriffs auf den Expreßwaggon selbst, ohne daß es eines directen und stets mit persönlicher Gefahr höchsten Grades verknüpften Eingreifens der Expreß-Bediensteten selbst bedarf.



Ein Expreß-Monitor.

Um das Interesse erfinderischer Genies an dieser Aufgabe anzuregen, setzten die betheiligten Expreß-Gesellschaften, namentlich die American, die Adams und die Southern, einen namhaften Preis für einen praktischen und ausführbaren diebessicheren Expreßwaggon aus, für welchen denn auch bereits gegen 200 Entwürfe beim Secretär Flagg zu New York eingelaufen sind. Meist haben sich Expreßleute selbst an diesem Wettbewerb betheiligt. Leider machen die meisten Entwürfe mehr der Phantasie, als dem praktischen Sinne ihrer Erfinder Ehre. Da ist z. B. der oben abgebildete Entwurf, welcher den Expreßwagen in einen stahlgepanzerten Monitor auf Rädern verwandelt, gekrönt mit einem leicht beweglichen Drehthurm, aus welchem die bis an die Zähne bewaffneten Beamten Ausguck halten. Vier gezogene achtpfündige Kanonen beschützen das Pedal der bedrohten Beamten, und operiren nach Art einer Kugelspritze, ihre todbringenden Geschosse nach allen Richtungen der Windrose versendend. Auch mag dem geistreichen Erfinder das bekannte Bechstein'sche Märchen vorgeschwebt haben, in welchem ein General mit einem zauberhaften Dreimaster vorkommt; wenn der General ihn auf dem Kopfe rückt, so knattert und donnert verderbliches Musketen- und Feldschlangen-Feuer nach allen Seiten.

Die Idee eines stahlgepanzerten Schiffes auf Rädern hat merkwürdiger Weise bei recht vielen Entwürfen Gevatter gestanden. Nur vergessen die Herren Erfinder eine Kleinigkeit, nämlich das Gewicht. Ginge es nach ihnen, so müßten sämmtliche Waggons doppelt so stark gekuppelt und eine besondere Locomotive zum Fortschleppen dieser rollenden Panzerschiffe eingespannt werden. Auch möchten solche Stahlkolosse auf starken Steigungen leicht den ganzen Zug mit sich in den Abgrund reißen. Bekanntlich bedienen sich die Räuber neuerdings des Dynamits oder Roburits, um die eisernen Tresors, zu denen der begleitende Beamte oft genug nicht den Schlüssel besitzt oder die in Folge der Anbringung eines Zeitschlosses erst nach Ablauf einer gewissen Zeit geöffnet werden können, zu sprengen.

Dynamitsichere Kammer.

Betriebsinspector Andisdel von der United States-Expreß in der Ansicht, daß nur ein stahlgepanzerter, stets verschlossen gehaltener Expreßwaggon gegen räuberische Angriffe sicher ist. Deshalb sei es nicht besonders zu empfehlen, allzuviel Kapital auf sinnreiche Construction von Geldschränken zu verwenden. Sei es den Räubern vom Schlage Perrys oder Slys erst gelungen, in das Innere einzudringen, so sei trotz der schönsten Construction der Schränke eigentlich Alles verloren. Man solle deshalb auf Verstärkung der Bemannung bedacht sein und gebe den Beamten gemessene Instruction, für Niemand den Waggon, außer den ihnen bekannten Bevollmächtigten der Gesellschaften, zu öffnen.

— Vorwurf. Dienstmädchen (zum Liebhaber): Aber Franzl, so lange hättest Du mir doch treu bleiben können, bis ich einen Anderen finde.

— Wenn die Sonne scheint, schaut kein Mensch den Sternen.